

Der Barockaltar

in der

Kapelle Gspon



Der Barock geht zurück auf den italienischen Maler Baroccio Federigo, 1526 – 1612, in Urbino/IT. Er schuf Werke, die heute seinesgleichen suchen, so die Kreuzigung im Dom von Genua, die Kreuzabnahme im Dom von Perugia, das Abendmahl und Vision des hl. Franziskus in Urbino und die hl. Magdalena in der Pinakothek in München.

Die Zeit zwischen 1600 – 1750 wird die Barockzeit genannt. Der Barock bezog sich aber nicht nur auf Kunst und Kunststil in der Malerei, sondern auch auf die Theologie, Philosophie, Dichtung und Theater.

Die Barockfrömmigkeit führte zu einer nachhaltigen Begegnung von Kirche und Volk in den zahlreichen, insbesondere auf die eucharistischen, Volksandachten. So entstanden in dieser Zeit:

- Das vierzigstägige Gebet.
- Die Herz Jesu Andachten.
- Das Fest der Allerheiligsten Jungfrau.
- Die Maiandacht.
- Die Prozessionsandachten und Prozessionen.
- Das Wallfahrtswesen.

Diese aufgezählten neuen Formen in der Kirche berührten unsere Ahnen in der damaligen Zeit sehr stark. Nuntius Cibo Odoarda verbot 1675 die Messen unter freiem Himmel oder auf den Türschwellen der Ställe. Das Verbot betraf auch die bei der Alpsegnung gebräuchliche heilige Messe. Trotz den verschiedenen Einwänden des Bischofs Adrian V. von Riedmatten in Sitten blieb das Verbot bestehen. Die Folge war, dass auf vielen unseren herrlichen Alpen schlichte Kapellen gebaut wurden, die den Reiz der Landschaft noch steigerten. In diese Alpkapellen wurden öfters Kunstwerke gerettet, die unter dem Einfluss der neuen Kunstrichtung Barock aus den Pfarrkirchen hatten weichen müssen.

Der Barock brachte nicht nur neue Andachtsformen, sondern auch eine neue Stilrichtung in der Baukunst. Schwellende, schwingende Formen in der Bewegtheit von Altaraufbauten und Statuen ersetzten in dieser Zeit die alten, starren Kirchenaltäre. Schwerpunkt bei der Baukunst lag nun in der architektonischen Weite des Raumes und der Tiefe. Reiche Verzierungen und Farbbrechungen zierten Wände, Decken und Säulen. Der Barock erhielt den grössten Niederschlag in den Klöstern, Palästen, Schlössern bis hin zu den Strassen- und Platzgestaltungen. In Rom, Wien, Salzburg, Prag, aber auch im Kloster Disentis und Einsiedeln, in der Kapelle Jeizinen, in der Waldkapelle in Visperterminen, im Visper- und Mattertal und in unserer Kapelle Gspon gab der Barock sein Stelldichein.

Der barocke Schnitzaltar in der Kapelle von Gspon ist ein Kleinod Walliser Schnitzkunst. Erbaut 1691, nach Unterlagen restauriert 1849 ff., 1939/40, 1956 und 1991. Er wurde 1956 unter den Bundes- und Kantonsschutz gestellt. Die Frage nach dem Meister, der diesen Altar zu einer wahren Augenweide für den Besucher gemacht hatte, wurde 1956 immer wieder gestellt. Die damaligen Fachleute sprachen die Vermutung aus, es handle sich um ein Werk des damals wohl berühmtesten Bildhauers Johann Ritz (1666 -1729) von Selkingen. Es blieb aber bei der Vermutung, denn nirgendwo konnte nachgewiesen werden, wer der Schöpfer dieses Altarbildes gewesen ist, denn es fehlten archivalische Dokumente oder Initialen im Aufbau des Altare. Die vielen verdienstlichen Nachforschungen von Br. Stanislaus Noti hatten ebenfalls keine neuen Erkenntnisse zu Tage gefördert. Er äusserste sich hingegen mir gegenüber immer wieder: *„Es ist kein Ritzaltar. Es ist ein Altar des Johann Sigristen.“* Dem pflichte ich bei. Man muss sich aber dabei grundlegende Erkenntnisse über die bildhauerischen Elemente

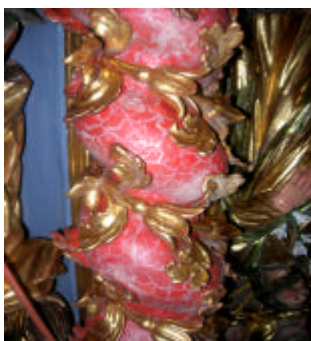
der Künstler Ritz und Sigristen aneignen. Dies ist möglich. Es gab bereits vor 1956 eine wissenschaftliche Abhandlung über den Bildhauer Johann Ritz, seine Werkstatt, und über andere Walliser Bildschnitzer. Unter diesen figurierten auch Johann Sigristen (1653 - 1710) von Glis und seinem Sohn Anton, gest. 1745 und beerdigt in Oberwald.

- In der Folge findet der Leser immer wieder Klammerwörter. Es sind Fachausdrücke, die altarbezogen sind. Ich bediene mich nur deutscher Bezeichnungen. -

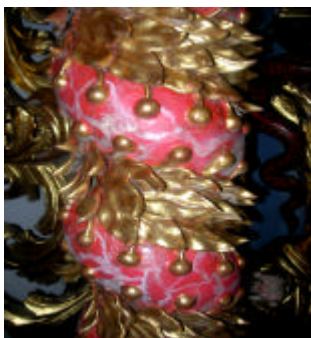


Beim obersten Altaraufsatz (Predella) steht auf dem Schild mit rahmenartig eingerollten Bändern (Kartusche) die Jahrzahl 1700. Die Originalfassung wurde von Kunstmaler Walter Furrer aus Brig freigelegt, aber danach wieder übermalt. Die Jahrzahl 1700 bedeutet nicht unbedingt das Entstehungsjahr eines Altarwerkes. Aufgrund von Akten bedeutet die Jahrzahl der Einweihung der Kapelle in Gspon. Obwohl im horizontalen Balken bei der Kapellentüre die Jahrzahl 1691 eingemeisselt wurde, muss man die Überlegung miteinbeziehen, dass dieser Kapellenbau sich sicher über Jahre hingezogen hat, denn die Bevölkerungszahl lag vielleicht um die hundert Personen, vermutlich sogar tiefer. Die damalige Bevölkerung musste zudem hart arbeiten, um sich die tägliche Nahrung zu beschaffen. Es führten lange Anmarschwege zur Baustelle. Die Materialbeschaffung und die Bauarbeit waren sehr aufwendig.

Folgende Beweise sollen die Vermutung, der Altar ist das Werk von Sigristen, untermauern



Aus dem Schmuckstil lässt sich der Schluss ziehen, dass die Entstehung um 1700 durchaus denkbar ist und höchstens zehn Jahre zurückliegen kann, denn seit etwa 1690 wurde der bärenklauartige Schmuckstil (Arkantuslaub) immer mehr verwendet.



Zuerst wurden diese sehr verhalten, später aber in sehr kompakter Form geschnitzt. So entstanden sie wie lodernde Flammen bis hin zu wahren Rankenbündeln. Diese wurden von vielen Künstlern ganz aufgegeben, auch von Johann Ritz, aber Sigristen behielt sie bei.

Die Altararchitekturen mit den spiralförmigen Säulen, den ein- und mehrgeschossigen Sockeln, Gesimsen, Stützen usw. waren Gemeingut der Altarbauer und ihrer Schnitzer. Die Art des Aufbaues gibt Auskunft über den Zeitabschnitt einer Epoche. Der eingeschossige Altaraufbau in der Kapelle von Gspon kann in seinem noch strengen viersäuligen Aufbau und seinem Frontspitz mit dem bärenklauartigen Laub als typischen Vertreter der Zeit von 1600 - 1700 gelten.



Der Altar ist frontal aufgebaut. Die beiden äußeren, leicht vorgeschobenen Säulen verleihen dem Altar eine räumliche Dimension. Mehr als die Architektur selbst lässt der Schmuckstil (Ornament) die persönliche Vorliebe einzelner Meister für bestimmte Motive erkennen. Das wie Feuer sprühende bärenklauartige Laub am Altar von Gspon sind auch Lieblinge von Johann Ritz, die er immer wieder meisterhaft abgewandelt hat. Sein Säulenlaub aber ist nicht das Säulenlaub in der Kapelle von Gspon, ebenso auch nicht die dreibahnige Ranke aus Kirschenlorbeer der beiden äußeren Säulen. Die Kette in regelmäßigem Wechsel von kleinblättrigem bärenklauartigem Laub um die inneren Säulen mit einer Art Glockenblume findet sich an keinem Altar von Johann Ritz. Die Figuren tragen die persönliche Handschrift eines Bildschnitzers, ob man die Gesichter der Statuen oder mehrerer Figuren als Gruppe betrachtet. Im

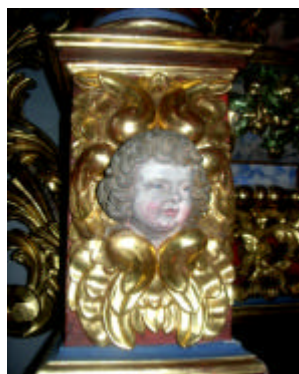
rundbogigen Mittelschrein steht die hl. Familie. Auf sie herab schwebt zwischen Puttenengeln (Putte = Haupt eines Engels) der hl. Geist. Darüber breitet Gott Vater seine Arme aus. Seitlich zwischen den Säulen stehen links der hl. Petrus mit seinen Insignien, dem Schlüssel und dem Evangelium. Über seinem Haupt ein Engel mit der Tiara, rechts die hl. Margaretha mit dem Lindwurm und über ihrem Haupt ein Engel mit der Krone. Im Frontspitz mit ovalem Rahmen die Patronin der Kapelle, die hl. Anna.

Das Thema der hl. Familie hat Johann Ritz in der Kapelle im Ritzingerfeld in Selkingen 1691 und am Antoniusalter 1629 im Binntal dargestellt. Die künstlerische Darstellungen bei beiden Ritzaltären und beim Altar in der Kapelle von Gspon sind fast dieselben. Aber es besteht ein frappant auffälliger Unterschied in der formalen Ausführung. Ritz verband seine Figuren in Blick und Gebärde so echt und lebendig, dass jene gefühlsmässige Stimmung immer wieder

zu verzaubern vermag. Diese innige Verbindung zwischen den einzelnen Personen geht diesen Figuren am Altar weitgehend ab. Die Personen blicken einander nicht an. Sie kommen nicht über einen zaghaften Blick hinaus. Sie begegnen sich nicht. Sie bleiben im Äussern stecken. Die seelische Vereinigung bleibt weg.



In der Gestaltung der einzelnen Figuren wird ebenfalls ein sehr grosser Unterschied sichtbar. Der schwebende Schritt des hl. Petrus oder das Sich-vor-hin-träumen der hl. Margaretha findet man zwar auch bei Ritz' Figuren, jedoch sind bei ihm die Gesichter, vor allem die der Frauen und Kinder, spiegelähnlich und die Augenbrauen sind sichelförmig und herabschwingend. Die Gesichter der Figuren in Gspon hingegen sind rundlich, die Gesichtshälften spiegelbildähnlich. Genau diese Gesichtsformen begegnen uns am Altar in der Kapelle von Wiler in Geschinen, die nachweisbar Johann Sigristen aus Glis 1697 geschaffen hat. Dort kann besonders die Hauptfigur, die hl. Katharina zum Vergleich herangezogen werden. Ein weiterer Unterschied liegt im Faltenwurf der Kleider. Bei Ritz erfasst der Wind die Kleider und erreicht damit gleichförmige Faltenbewegungen. Bei Sigristen hingegen sind die Kleider uneinheitlich und besitzen zerfahrene Faltenwürfe. Man könnte von einem Wind sprechen, der von allen Seiten in die Kleider weht.



Typisch für Sigristen sind auch die Putten. Die Gesichtshälften sind perfekt spiegelbildähnlich, die Backen sind rundlich, die Augenbrauen hängen nicht sichelförmig herab und das lockige Haar quirlt richtiggehend um das ganze Gesicht hervor. Der Engel blickt in die Kapelle hinaus und nicht herab auf die Familie



Üblicherweise steht im Zentrum eines jeden Altars der Kirchen- oder Kapellepatron. Hier gibt es nicht einen einzigen Hinweis dafür. Gottvater und der hl. Geist schweben auf Wolkenquirlen über der hl. Familie. Maria und Josef scheinen auch hier zu träumen. Ihre Blicke treffen sich nicht, sie gehen auseinander. Man könnte vermuten, sie hätten sich schlichtweg nichts mehr zu sagen. Obwohl Gottvater die Arme über die hl. Familie ausbreitet schweift auch sein Blick in eine andere Richtung. Die ganze Altarbekrönung ist typisch Johann Sigristen: Rauschende Kleider, treppenförmige Ärmel, wallende Haartracht, Statuen von theatralischer, königlicher und grossartiger Würde.

Stark ins Gewicht fällt zudem noch das Arbeitsfeld von Sigristen, denn er ist der grosse Künstler, der die meisten Werke im Saasertal geschaffen hat.

Abschliessend möchte ich noch folgende persönliche Ergänzung anbringen:

Vermutlich wurde dieser Barockaltar ursprünglich für eine andere Kapelle geschaffen, denn die hl. Anna auf dem Altaraufsatz passt nicht in den Altaraufsatz (Predella). Erstens ist das Schild mit dem rahmenartig eingerollten Band hinter der hl. Anna viel zu klein, respektive die hl. Anna ist viel zu gross. Zweitens ist die Konsole, auf der die Heilige steht viel zu klein. Drittens könnte ein weiteres Indiz die Feststellung neben dem obigen Bild sein.

Im Jahreslauf betreten doch immer eine beachtliche Vielzahl von Menschen die Kapelle, um eine Kerze anzuzünden oder ein kurzes Gebet zu verrichten. Deshalb betrachte ich es als angebracht, auch den Heiligen nachstehend Platz anzubieten:

Die Heiligen

Die hl. Anna

Joachim und Anna waren nach dem sogenannten Protoevangelium des Jakobus die Eltern Marias. Ihre Namen sowie Legenden über sie sind schon seit dem 2. Jahrhundert bekannt. Anna wohnte in Nazareth und war vermählt mit Joachim. Er war sehr reich an zeitlichen Gütern, aber weit reicher an Biederkeit und Gottesfurcht. Ihre Ehe war beglückt durch herzliche Liebe. Aber ihrem Glück fehlte das Höchste, der Kindersegen.

Bei den Israeliten galt Kinderlosigkeit als Schande. Darum flehten beide mit Inbrunst, mit Seufzen und Tränen, mit Opfern und Almosen zum Allmächtigen, dass er sich ihrer erbarme und ihnen einen Erben schenke.

Als einst Joachim bei einem Fest in Jerusalem mit anderen Pilgern eine reichliche Opfergabe darbringen wollte, wies ihn ein gewisser Ruben zurück mit dem Vorwurf, dass er dessen nicht würdig sei, weil es ihm an Kindersegen fehle, und er wegen des vorgerückten Alters keine Hoffnung mehr darauf haben könne. Über diese Schmach fühlte sich Joachim so betrübt, dass er nicht mehr zu seinem Weib zurückkehrte, sondern zu seinen Herden ins Gebirge ging und dort in der Einsamkeit Gott sein Leid klagte.

Dadurch wurde Annas Trauer noch grösser, und mit heisser Inbrunst rang sie in anhaltendem Gebet mit Gott, dass er sie und ihren Mann durch die Gewährung ihres einzigen Wunsches tröste. Sie machte das heilige Gelübde, das Kind, mit dem er sie erfreuen würde, ihm zu weihen. Während sie so im Garten unter einem Feigenbaum betete und weinte, erschien ihr ein Engel mit der Botschaft: *„Du wirst eine Tochter empfangen, und ihr den Namen Maria geben. Diese wird voll der Gnade und Verwunderung aller sein und von Kindheit an dem Herrn dienen.“* Dieselbe Engelserscheinung hatte auch Joachim, und er eilte voll Freude zur geliebten Anna zurück.

Unbeschreiblich war die Wonne und Seligkeit im Haus und in der Verwandtschaft Joachims, als sich die Ankündigung des Engels erfüllte, und das holdseligste Kind auf Annas Arm die übergläubliche Mutter anlächelte. Achtzig Tage nach der Geburt Marias trug Anna, von ihrem Manne begleitet, das süsse Kind in den Tempel, um es dem Herrn darzustellen und das gesetzliche Opfer zu entrichten. Beide erneuerten das Gelöbde, ihr Töchterlein zu seiner Zeit wieder in den Tempel zurückzubringen und dem Dienste des Allerhöchsten zu weihen. Nach drei Jahren kamen die frommen Eltern wieder zum Tempel, um ihr Gelübde zu erfüllen.

Die hl. Anna wird entweder als Erzieherin mit einem Buch oder zusammen mit dem Maria-kind, das sie auf dem rechten Arm trägt, dargestellt. Vielfach trägt sie einen grünen Mantel (Farbe der Hoffnung) und dazu ein rotes Unterkleid (Farbe der Liebe).

Die hl. Anna ist Patronin von sehr vielen Städten. Sie beschützt schwangere Frauen, Hebammen, Arbeiter, Bergleute, Drechsler und Flachshändler, Schneider, Müller und Haushälterinnen. Ebenso ist sie Schutzheilige der Seeleute, der Knechte und Mägde, der Weber, der Goldschmiede und auch der Eheleute.

Ihr Fest wird am 26. Juli gefeiert.

Der hl. Petrus

Obwohl das Neue Testament in Bezug auf Personenschilderungen sehr zurückhaltend ist, zeigt es uns von Apostel Petrus ein sehr plastisches Bild.

Der Fischer vom See Genesareth war ein engster Vertrauter des Herrn und bei vielen Wundern zugegen. Ihm war im Heilsplan Gottes eine besondere Stellung zugeordnet. Denn er erhielt von Christus die Vollmacht, nach seinem Tod der Gemeinschaft der Gläubigen vorzustehen und sie zu leiten: *„Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein.“* Auch nach Jesus Tod zeichnete dieser den Apostel besonders aus. Er erschien ihm nach seiner Auferstehung als Erstem.

Sein apostolisches Wirken begann Petrus in Palästina und Samaria. Dann dehnte er seine Tätigkeit auf Kleinasien aus. Dabei nahm er auch Heidenchristen in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Er setzte sich beim Apostelkonzil dafür ein, die Heiden, ohne den Umweg über die jüdischen Gesetze und Bräuche, zur christlichen Kirche zuzulassen.

Historisch belegt sind sein Aufenthalt in Rom und sein Kreuzestod. Dieses Märtyrium erlitt Petrus wahrscheinlich im Jahr 64, nach anderen Quellen im Jahr 67. Seit dem Jahr 258 wurde das Fest seines Märtyriums gemeinsam mit dem des Völkerapostels Paulus gefeiert.

Im Jahr 65 loderte die wilde Wut des Kaisers Nero gegen die Christen in blutroten Flammen auf und forderte viele Opfer in der jungen Kirche. Petrus hielt sich längere Zeit verborgen und wollte sich dann aus Rom entfernen. Als er zum Stadttor hinausging, so erzählt eine alte Sage, sah er den göttlichen Meister ihm entgegenkommen. „*Herr, wohin gehst Du?*“ fragte ihn der Apostel. „*Nach Rom, um mich nochmals kreuzigen zu lassen*“, war die Antwort. Petrus verstand den Sinn dieser Erscheinung und kehrte in die Stadt zurück, wo er bald ergriffen und ins Mameritische Gefängnis geworfen wurde. Dort lag auch der hl. Paulus gefesselt.

Die Gefangenschaft dauerte acht Monate. In dieser Zeit bekehrte und taufte Petrus die Kerkermeister Processus und Martinian und achtundvierzig andere Gefangene.

Nach der Ankündigung des Todesurteils im Jahr 67 wurde Petrus nach der bei den Römern üblichen Gerichtsordnung zuerst gegeißelt und dann auf den Vatikanischen Hügel zur Kreuzigung geführt, wo heute die Peterskirche steht. Dort angelangt, erbat er sich die Gnade, mit dem Haupt nach unten gekreuzigt zu werden, weil er sich für unwürdig erachte, denselben Tod zu sterben wie sein göttlicher Meister und man auf dem Weg der Demut am leichtesten in den Himmel komme. Sein Leichnam wurde an der Aurelianischen Strasse von seinen Schülern Marcellus und Apulejus beigesetzt. Nach einigen Jahren wollten die Christen des Morgenlandes diese heiligen Reliquien abholen. Sie waren schon eine weite Strecke mit denselben fortgezogen. Als die Christen Roms den Raub bemerkten, eilten sie ihnen nach, trugen den teuren Schatz zurück in die Katakomben und bewahrten ihn später in der vatikanischen Basilika, im heutigen St. Petersdom, auf.

Die bekanntesten Attribute des hl. Petrus sind ein oder zwei Schlüssel, ein Hahn und das umgekehrte Kreuz. Frühe Darstellungen zeigen Petrus mit einem runden Kopf, Backenbart und Lockenkranz; auf späteren trägt er meistens nur eine Stirnlocke. Als Apostel ist er in der Tunika (weisses römisches Gewand) abgebildet. Ab dem 13. Jahrhundert erscheint er in der Gestalt eines Papstes in pontificaler Kleidung mit Tiara (Papstkrone). Zahllose Darstellungen aus allen Epochen zeigen Szenen aus seinem Leben in Legenden.

Er ist der Patron von vielen Ländern, Bistümern und Städten. Für viele Berufsstände ist er der Schutzheilige, so zum Beispiel für Maurer, Steinhauer, Fischer, Fischhändler, Brückenbauer, Schlosser, Schreiner etc. Fürbittend wird er gegen Besessenheit, Schlangenbiss, Tollwut, Fieber und Fussleiden angerufen.

Sein Fest wird am 29. Juni gefeiert.

Die hl. Margareta

Obwohl Margareta eine der beliebtesten und am frühesten verehrten Heiligen ist und zu den „Grossen Jungfrauen“ sowie zu den vierzehn Nothelfern zählt, fehlt zuverlässiges Geschichtsmaterial über sie.

Nur eine Legende ohne historischen Wert berichtet uns von der Heiligen, die in der Ostkirche Marina genannt wird. Nach der Überlieferung soll sie von ihrem Vater verstoßen und für ihren Glauben und ihre Jungfräulichkeit gequält und im Jahr 307 enthauptet worden sein.

Margareta war die Tochter des Götzenpriesters Edesius zu Antiochia in Pisidien. Weil ihre Mutter frühzeitig starb, wurde sie einer Amme übergeben, die auf dem Land wohnte und heimlich eine Christin war. Als ihr Vater sie wieder zu sich nahm, fiel ihm ihr Betragen auf. Sie war nicht weltlich wie sonst die Jugend, besonders bei Heiden, war. Er schloss daraus, dass von Jesus Christus gehört haben muss und daher eingeschüchtert ist. Er glaubte, dass es nicht schwer fallen wird, seine Tochter auf andere Gesinnungen und von der Kreuzeslehre wieder in das Heidentum zu bekehren. In dieser Absicht rief er Margareta auf sein Zimmer und sagte zu ihr: „Man hat mir angezeigt, dass du eine Christin seiest. Soll ich das von dir glauben? Wer hat dich bezaubern können, so dumme Sachen von einem gekreuzigten Gott anzunehmen?“ Mit Ehrfurcht und Sanftmut antwortete die Tochter: „Ja, Gott der Herr hat auch mich aus Barmherzigkeit zum Erbteil seines Reiches berufen, und ich darf Jesus Christus den Bräutigam meiner Seele nennen.“ Darüber erstaunt, fragte der Vater: „Wer hat dich so betört? Vergiss nicht, welche Marter deiner warten, wenn du nicht die Götter deines Vaters und des Reiches anbetest.“ Margareta entgegnete: „Den Glauben an einen wahren Gott und dessen Sohn Jesus Christus vermag mir nichts aus dem Herzen zu nehmen. Für Jesus Christus bin ich bereit, mein Blut zu vergießen wie auch er sein Leben für mich hingegeben hat, und was wäre mir lieber, als dass auch du mit mir den einen wahren Gott erkennen und anbeten möchtest!“

Der Vater glaubte sich und sein Amt beschimpft, und zwar von seiner eigenen Tochter. Er wurde nun ihr erster Ankläger bei Olybrius, der als Feldoberst unter dem Kaiser Aurelian die Statthalterschaft über Pisidien führte, und er übergab ihm seine Tochter. Als sie vor dem Statthalter erschien, war er durch ihre Schönheit und Sittsamkeit so für sie eingenommen, dass er sie heiraten wollte, falls sie dem Christentum entsage. Seine Worte an sie waren daher sehr schmeichelhaft.

Doch die christliche Jungfrau zog die Schmach Christi den Freuden dieser Welt vor und gab dem Statthalter zur Antwort: „Ich habe mich bereits mit Jesus verlobt und kann mich mit keinem irdischen Mann vermählen. Ich kann nicht den Himmel aufgeben und dafür den Staub der Erde wählen!“ Beschämt und ergrimmt ließ Olybrius Margareta öffentlich vorführen, um sie zum Götzenopfer zu zwingen. Da sie sich weigerte, wurde sie so unbarmherzig mit Ruten geschlagen, so dass sie am ganzen Körper blutete. Mit dieser Züchtigung noch nicht zufrieden, ließ er ihren zarten Leib mit eisernen Kämmen so grausam zerreißen, dass er selbst seine Augen von dem Schauspiel abwenden musste. So befahl er, man solle sie in den Kerker abführen.

Kaum war sie den Händen der Peiniger entgangen, da machte der „Mörder vom Anfang“, wie er von allen genannt wurde, selbst einen Angriff auf die heilige Märtyrerin. Er erschien im Gefängnis als scheußlicher Drache mit weit aufgesperrtem Rachen, wie ihn die Seher Gottes immer wieder beschrieben. Dieser drohte sie, sofort zu verschlingen. Die heilige Jungfrau erkannte den Feind und betete inbrünstig zum Herrn. Im Geiste ermutigt, gebrauchte sie die

christliche Waffe, das Zeichen des heiligen Kreuzes. Und siehe! Das Untier verschwand. Im Himmel herrschte große Freude über den Sturz des Drachens, und diese Freude ergoss sich in die Seele der so schwer verletzten heiligen Jungfrau. Mit dem himmlischen Labsal kam auch Gottes Kraft über ihren wunden Leib und heilte sogleich ihre Wunden und erfrischte ihr Leben. Die Klarheit Gottes erfüllte ihre Seele und Taghelle drang in ihren Kerker.

Olybrius wollte noch einen weiteren Versuch machen, die Jungfrau für sich zu gewinnen. Er ließ sie erneut vorführen. Sie schien vollständig genesen. Sie strahlte eine solche Anmut aus wie sie sonst nur ganz Verklärte ausstrahlen. Olybrius war aufs Neue von sinnlicher Liebe zu ihr entzündet. „Siehe“, sprach er, „was haben die Götter dir zuliebe getan? Sie haben dich geheilt und wollen dich vor dem Untergang retten. Danke ihnen also und opfere ihnen.“ Doch die Jungfrau erwiderte: „Dem ist nicht so. Was vermögen tote Götzen? Was vermögen böse Menschen? Das ist die Macht des Sohnes Gottes, der die Seele von Sünden heilt, den Leib von Gebrechen heilt und seine Gläubigen tröstet.“ Wie immer und überall, so ging auch hier die unbefriedigte sinnliche Liebe in Hass über. Olybrius entbrannte in Zorn und befahl die Widerspenstige mit glühenden Platten zu brennen und unverzüglich vom Feuer in einen Wasserbehälter zu werfen, um sie damit zu töten oder wenigstens die Schmerzen zu vermehren. Die Heilige betete, als fühlte sie nicht, was am Leib vorging. Als sie gebunden ins Wasser gesenkt wurde, flehte sie voll Sehnsucht zu Jesus, er möge dieses Wasser zu Taufwasser werden lassen, denn sie war noch nicht getauft worden. Und siehe da! Die Erde erbebt und die Stricke, mit denen die Jungfrau gebunden worden war, lösten sich auf. Sogleich erschien eine weiße Taube, Sinnbild der Unschuld, über ihrem Haupt. Eine Stimme erscholl am Himmel und die mit Feuer und Wasser gereinigte Jungfrau stieg frohen Mutes aus dem Wasser. Das Volk sah diese Zeichen am Himmel. Sie gingen nicht spurlos an ihnen vorbei. Viele lobten den Christengott und starben später als Zeugen des christlichen Glaubens. Olybrius befahl umgehend, Margareta mit dem Schwerte hinzurichten. Bevor sie enthauptet wurde, kniete die Heilige nieder und betete zum Wohle der Kirche und der Gläubigen. Gott nahm ihr Gebet und ihre Seele auf.

Viele Darstellungen zeigen die Heilige mit einem Drachen, und mit einem Kreuzstab oder mit einem Kruzifix in der Hand. Ihre Attribute sind aber auch noch: Fackel, Kamm, Palmzweig und Buch. Manchmal wird sie zusammen mit der heiligen Barbara und der heiligen Katharina als Dreiergruppe dargestellt. Häufig hingegen kommt auch noch die heilige Dorothea hinzu. Die Kirche spricht dann von den „Grossen Jungfrauen“, latinisiert: „Virgines capitales.“

Margareta ist die Patronin der Gebärenden. Sie ist auch die Schutzheilige der Bauern, Ammen und der Jungfrauen. Sie hilft bei Gesichtsschmerzen und Wunden. Zudem wird sie als „Rundungsheilige“ verehrt, da vor der christlichen Kultur zuerst die Walddrachen aus den Wäldern vertrieben werden mussten, bevor die Wälder gerodet werden konnten

Ihr Fest wird am 20. Juli gefeiert.

Johannes der Täufer

Der Sohn des galiläischen Fischers Zebedäus und seiner Frau Salome folgte wie sein Bruder, Jakobus dem Älteren, dem Ruf Christi nach. Johannes gehörte mit seinen Bruder und Petrus zum inneren Kreis der Apostel, die Jesus ganz besonders auszeichnete. Sie hatten teil an dessen Verklärung am Berg Tabor und an dessen Todesangst im Garten Gethsemani.

Johannes, der sich beim Abendmahl an die Brust des Herrn lehnte, begleitete Christus in seiner Liebe und Treue während dessen Leidensgeschichte bis zum Tode. Sterbend vertraute Jesus dem Jünger, den er so sehr liebte, seine Mutter an.



An den „Säulen“ der jungen Gemeinde wirkte Johannes vermutlich bis zum Apostelkonzil um 50 in Jerusalem.

Von dort begab er sich nach Kleinasien, wo er mehrere Kirchen gründete.

Der grausame Kaiser Domitian (81-96), der die Christen heftig verfolgte, hörte von dem Eifer des heiligen Apostels. Er liess ihn gefangen nach Rom führen, grausam schlagen und in einen mit siedendem Öl angefüllten Kessel werfen. Johannes bezeichnete sich und den Kessel mit dem heiligen Kreuz, blieb unverletzt und verkündete dem gegenwärtigen Volk mit grossem Eifer die Lehre Jesu. Darüber ergrimmte der Kaiser und verbannte ihn auf die Insel Patmos (Griechenland), wo er mit anderen Christen zum Erzgraben verurteilt wurde. Mit grossen Freuden ertrug er die Marter zur Ehre Jesu Christi, hatte aber den Trost in seinem Elend, dass ihm Gott auf dieser Insel viele wunderbare Dinge offenbarte, welche er auf Gottes Befehl für die heilige Kirche schriftlich in seinem Buch der Offenbarung (Apokalypse) aufzeichnete.

Nach dem Tode des Kaisers Domitian wurde er aus seiner Verbannung entlassen, kam nach Ephesus, wo er seinen gewöhnlichen Wohnsitz hatte. und verfasste das vierte Evangelium sowie die Johannesbriefe.

Johannes wirkte in Ephesus im Namen Jesu viele Wunder. So erweckte er einen Toten zum Leben und stürzte durch sein blosses Wort das Götzenbild der Diana um. Einst reichten ihm die Ketzler in einem Becher vergifteten Wein. Der Heilige segnete den Trank und siehe, es wand sich eine Natter aus dem Becher heraus, den ruchlosen Plan der Elenden deutlich offenbarend. (Daher kommt die Sitte, dass am Johannistag in den Kirchen gesegneter Wein den Gläubigen dargereicht wird mit den Worten: *„Trinket in Liebe den gesegneten Becher des heiligen Johannes!“*).

Diese Liebe, von der unser Heiliger so lebhaft durchdrungen war, flösste er bei jeder Gelegenheit auch den anderen ein und empfahl sie als erstes Gebot des Christentums, ohne dessen Beobachtung alle übrigen Werke fruchtlos sind. Daher wiederholte er, wenn er sich in den letzten Tagen seines Lebens wegen hohen Alters und Entkräftung von seinen Jüngern in der Versammlung der Gläubigen tragen liess, nur immer die Worte: *„Meine teuren Kindlein, liebet euch untereinander!“* Und als seine Zuhörer ihn endlich fragten, warum er ohne Unterlass immer das Gleiche sage, antwortete er: *„Weil dies der Befehl des Herrn ist, und wenn dies allein geschieht, so ist es genug!“*

Johannes war schon im hohen Greisenalter, als er auf dringende Bitten seiner Gläubigen und der Bischöfe in Kleinasien sein Evangelium schrieb und zwar in der Absicht, jene Irrlehrer zu widerlegen und die ewige Gottheit Jesu und die geheimnisvolle Lehre der Dreieinigkeit ausser allen Zweifeln zu setzen. *„Dies aber ist geschrieben, damit ihr glaubt, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“* Dieses Evangelium hat er, wie der heilige Hieronymus versicherte, erst nach einem öffentlich ange-

stellten Gebet und Fasten angefangen und die ersten Worte: „*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort*“, geschrieben, als er aus einer Ohnmacht ähnlicher Verzückung wieder zu sich gekommen war. Mit Recht wird er als heiliger Evangelist mit einem Adler verglichen, denn er schwingt sich empor über Wolken und Sterne, über Engel und alles Erschaffene bis zum ewigen Ausgang des Sohnes vom Vater. Überdies sind von ihm noch drei Sendschreiben vorhanden, worin er vorzüglich bezeugt, dass Jesus Christus der wahrhafte Gott und das ewige Leben sei, und worin er auch die Nächstenliebe als das wahre Kennzeichen der Liebe Gottes betont.

Der Jünger und Evangelist starb hochbetagt zu Beginn der Regierung Trajans (98-117).

Johannes wird als Evangelist an seinem Pult schreibend mit seinem Symbol, dem Adler, abgebildet. In der mittelalterlichen Kunst finden wir sein Zeichen zusammen mit dem anderen Evangelisten an den Kanzeln, Glasfenstern, Schreinen und Chorstühlen. Häufig wird er auch mit Federkiel schreibend oder die Offenbarung entgegennehmend dargestellt. Auch ein Kelch, aus dem eine Schlange kriecht, kann sein Attribut sein. Manchmal steht auch ein Kessel oder Fass, worin er gesotten werden sollte, neben ihm. Szenen aus seinem Leben befinden sich an vielen Altären und Schreinen.

Der Heilige ist Patron von vielen Städten. Viele Berufsstände verehren den Evangelisten als Schutzpatron. Dazu gehören Buchbinder, Buchdrucker, Buchhändler, Schriftsteller, Bildhauer, Glaser, Maler, Notare, Papierfabrikanten, Schriftsetzer und Spiegelmacher. Der heilige Johannes bewahrt vor Epilepsie, Hagel, Gift und Brandwunden. Er schützt die Fruchtbarkeit der Felder und die Freundschaft.

Sein Fest wird am 27. Dezember gefeiert.

Der hl. Theodul



Während des Gottesdienstes pflegte man in den Klöstern an den Gedenktagen der Märtyrer oder der Ordens- und der Klostergründer deren Leben vorzulesen. Ihre Taten und ihr Glaubensmut dienten als Beispiel und als Ansporn zu einem wahren klösterlichen Leben. Häufig schlossen solche Legenden mit der Erzählung der Wunder. Es erstaunt also nicht, dass unser erster Bischof, der hl. Theodul ins Reich der Legenden eingegangen ist. Dieser Bischof wurde als grosser Wohltäter des Volkes in den Walliser Sagen- und Legendenwelt gelobt und gewürdigt. Von ihm stammen die Legenden: "Die Glocke des Theodul" und "Die St. Jodern-Glocke". Zwei Legenden, die in etwa den gleichen Inhalt aufweisen. Ferner "Die St. Jodern-Kufe", "Der Stab des hl. Theodul" sowie das Erzählgut um den St. Theodul-Pass und den St. Theodul-Bischof aus einer Publikation von Frau Hedwig Aneler. Bei uns ist die erste Legende wohl die, die unsere Väter öfters im Weinkeller erzählten. Bei meinem Vater war dies meistens dann, wenn ihm der Wein zu Ende ging.

Die St. Jodern-Kufe

Diese Erzählung findet sich in den Lesebüchern seit 1846 und entspricht der Vorliebe des weinliebenden Volkes bis in die heutige Zeit. Nicht umsonst wird dieser Heilige als Beschützer der Weinberge gefeiert.

Es war einmal im Lande Wallis ein sehr heiliger Bischof mit Namen Jodern. Einst hatte der Frost die Weinlese völlig zerstört, und die guten Leute litten grossen Mangel. Jammernd kamen sie zum Bischof, der sich ihrer erbarmte. Er segnete eine Kufe voller Wein und lud alle tröstend ein, zu kommen und nach Bedürfnis Wein aus dieser Kufe zu ziehen. Nur hatte er ihnen verboten, die Kufe zu öffnen. Und die Kufe gab des köstlichen Weines soviel man nur verlangte; sie versiegte nie und war nie leer. Man nannte sie darum die St. Jodern-Kufe. (Sie soll im Bischofskeller gestanden haben).

Und das währte viele Jahre; die Kufe gab noch Wein, als der Bischof längst gestorben war. Da wollte das Unglück, dass einmal vorwitzige Leute kamen und sehen wollten, was denn endlich letztlich diese Wunderkufe wohl in sich bergen möge. Mit frevelnder Hand wurde sie aufgerissen, und siehe! Die Kufe war trockenleer – nur am oberen Spundloch hing eine schöne volle Traube, die jedoch gleich verdorrte und in Staub auflöste. Auch die Kufe fiel in Trümmer und liess sich nicht mehr zusammenfügen.

Der Stab des hl. Theodul

Eine weitere Legende in eine ähnliche Richtung ist die Legende vom Stab des hl. Theodul. Diese sagt, dass der Bischofsstab aus einem knorrigen Rebstock bestanden habe. Wo er das Land durchzog und Halt machte, um eine neue Kirche einzuweihen, da hat er seinen Stab vor der Pforte des Gotteshauses in die Erde gesteckt und dort stehen lassen. Beim Weiterwandern hat er ihn nicht herausgerissen, sondern abgeschnitten. Aus diesem Rebstock wuchs die Rebe, gedieh prächtig und vermehrte sich zu einem Weinberg.

Die St. Jodernglocke

Dem Bischof Jodern wurde mitgeteilt, dass der Papst in Rom in Lebensgefahr schwebte und dass man diesen warnen solle. Unschlüssig und ratlos öffnete der Bischof das Fenster. Vor dem Schlosse sah er drei Teufel munter und freudig miteinander tanzen. Sofort rief sie der Oberhirte und fragte, wer von ihnen der geschwindeste sei. Da antwortete der erste, er sei geschwind wie der Wind, und der zweite meinte, er laufe wie eine Kugel aus dem Rohr. „Das sind alles nur faule Bäuche gegen mich“, lachte der dritte, „ich fliege durch die Welt wie ein Weibergedanke.“

Der Bischof versprach diesem seine Seele, wenn er ihn, noch bevor die Hähne morgens krähen, nach Rom und wieder nach Sitten zurück zu tragen vermöge. Der Satan nahm freudig das Anerbieten an und stellte einen schwarzen Hahn als Wächter auf die Stadtmauer. Bischof Jordan brachte einen weißen Hahn auf den Dachgiebel des Schlosses und schärfte ihm wohl ein, sich morgens nicht etwa zu verschlafen. Die Reise begann. Im Nu war Bischof Jodern in Rom. Er warnte den Papst noch zur rechten Zeit und erhielt von ihm als Dankbarkeit eine Glocke. Der Teufel musste nun auch die Glocke mit aufladen und nach Sitten heimtragen. Es war noch nicht zwei Uhr morgens, als er glücklich mit seiner Doppellast zuunterst auf der Planta ankam.

Da gewahrte der weiße Hahn auf dem Dachgiebel auch gleich die Ankunft seines Herrn und fing aus vollem Hals zu krähen an. Auch der schwarze Hahn des Teufels erwachte nun und schrie mit. Weil der Satan die Wette nun verloren hatte, ergrimmte sich dieser so sehr, dass er die Glocke mit solcher Gewalt zur Erde niederwarf, dass sie neun Ellbogen tief in den Boden einsank.

Der Bischof aber rief: „Dona! Dona! Lit! (*Glocke, Glocke läute!*) Und die Glocke fing zu läuten an und kam wieder zum Vorschein.

In der Kapelle in Gspon - ebenso in der Pfarrkirche - steht die Statue dieses Bischofs mit der Glocke. Die Sage mit St. Jodernglocke schien damals wahrscheinlich populärer gewesen sein als die beschriebenen Sagen oben. Diese Legende steht seit 1858 in den Walliser Schulbüchern und wurde ausserhalb des Tales bekannt, wo sie sich in die allgemein verbreiteten Glockensagen oder Glockenlegenden einreichte. Sie kann im Gegensatz zu unserem Erzählgut weit in die Vergangenheit zurückverfolgt werden. Heinrich Murer erwähnte sie schon 1648 in der „*Helvetia Sancta*“; sie soll aber bereits 1491 von einem Mönche namens Robertus aus dem Wallis geschrieben worden sein.

Altarrestaurationen

Der Altar erhielt bei dieser Restauration eine wesentliche Änderung. Untenstehende Photos mögen dies veranschaulichen.



Auf dem Altaraufsatz befinden sich links und rechts zwei Engel.



An Stelle der Engel steht links Johannes der Täufer, rechts Bischof Theodul. Die zwei Engel rücken in die Nähe der hl. Anna. Änderung 1956.

Der Altar links ist sicher die Urform. Ins Gewicht fallen die Änderung der Kerzen und des Kreuzes. Der linke Altar zeichnen zwei wesentliche Elemente aus. Erstens beeinträchtigen keine Gegenstände wie Kerzen und Kreuz den Blick des Kapellenbesuchers auf die hl. Familie sowie auf Petrus und Margareta. Zweitens ist es die räumliche Dimension, die der Altar durch Sigristen erhielt, indem er die zwei äusseren Säulen vorstellte.

Rückfragen an Furrer Martin, Vergolder in Brig, ob er mir bezüglich der Altarrestauration in der Kapelle Gspon nähere Auskünfte geben könne, führte zu folgenden Resultaten:

- Sein Vater hat 1956 den Altar in Gspon restauriert und vergoldet.
- Johannes der Täufer und Bischof Theodul sind zwei Statuen aus dem Nachlass der Pfarrgemeinde Staldenried, die im Estrich des Pfarrhauses gelegen haben. Sein Vater achtete immer streng darauf, nur Figuren aus dem Besitz der Pfarrgemeinde zu restaurieren und an einen neuen Platz zu stellen, falls man Änderungen am Altar vornehmen wollte. Andererseits hat er nie alte Farben übermalt, sondern immer Schicht für Schicht abgelöst, bis er auf die Urfarbe stiess. Dadurch hat er die Anzahl der Kirchen-, Kapellen- und Altarrenovationen erfassen können.

Zu diesen beiden Statuen möchte ich noch meine Meinung festhalten:

- Sie stammen nicht aus der Werkstatt von Johann Sigristen.
- Sie tragen die Handschrift eines Künstlers, dessen Begabung weit unter der des genannten Künstlers.
- Es sind Barockstatuen, aus diesem Grunde wirken sie nicht störend im Altarbild.

Und so grüsst auf dem Bergdorf Gspon die reizende Bergkapelle mit dem reich geschnitzten, vergoldeten Barockaltar bis in alle Zukunft ringsum die Häupter der Viertausender.

Literaturnachweis

- Steinmann, Otto. Der Bildhauer Johann Ritz (1666-1729) von Selkingen und seine Werkstatt. Vallesia VII. 1952. Sitten.
- Heimatschutz, 52. Jg., Nr. 2/3.
- Steinmann, Otto. Der Bildhauer Anton Sigristen von Brig, gest. 1745. Vallesia IX. Sitten. NB. Er ist der Sohn von Johann Sigristen.
- Dr. von Roten, Hans Anton. Blätter aus der Walliser Geschichte 1935, pag. 85-88. Kantonsarchiv. Sitten.
- Studer-Freuler, German. Visperterminen. Zeichen des Glaubens. Rotten Verlag. 1948. Visp.
- Guntern, Josef. Legenden über den hl. Theodul. Bischöfliches Ordinariat. Sitten.
- Guntern, Josef. Volkserzählungen aus dem Oberwallis. 1979. Verlag G. Krebs AG. Basel.
- Diethard, H. Klein. Das grosse Handbuch der Heiligen. Pattloch Verlag. München.
- Walliser Bote. Ein Kulturpunkt für Jeizinen. Dezember 2005. Visp.
- Ruppen, Walter. Kunstdenkmäler des Kanton Wallis I. Tafel III. 1976. Basel.

Photonachweis

- Brigger, Rainer. Meine persönlichen Photos. 2005. Staldenried.
- Photo S.1 aufliegend im Pfarrhaus der Kapelle Gspon.